

Das Verschwinden antiker Texte – von Katastrophen und Kanonisierungen

Literaturgeschichte als „Verlustgeschichte“: Die antike Kultur konnte aus ihrer eigenen literarischen Produktion nur kleine Teile als „kanonisch“ bewahren, wenn sie kommunikationsfähig bleiben wollte. Beständig wurden Bücher in die Archive des kulturellen Gedächtnisses verschoben. Heute versuchen Forschungsvorhaben der Grundlagenforschung oftmals mühsam, diese Fülle an kulturellem Erbe zu rekonstruieren.

VON MARTIN HOSE

DER THEMENSCHWERPUNKT „Alte Welt“ des diesjährigen Akademietages lenkt den Blick auf die große Leistung der Akademien, in ihren Projekten und den Arbeiten ihrer Mitglieder die mannigfaltigen Hinterlassenschaften aus alten Kulturen erstmals oder neu zu erschließen, zu sichten und über Publikationen den Wissenschaften der Gegenwart, aber auch einer allgemeineren Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Mit dieser Leistung arbeiten die Akademien also, verallgemeinernd gesprochen, sowohl einem Vergessen von Gedachtem und Geschaffenem vergangener Kulturen entgegen als auch – wenn dieses Gedachte oder Geschaffene durch Ausgrabungen oder Entdeckung neu ans Licht getreten ist – einer Erweiterung der Kenntnisstände der Gegenwart zu. Hierin leisten sie Grundlagenforschung, d. h. sie stellen für gegenwärtige und zukünftige (Spezial-) Forschung Material in Form von Editionen, Lexika und anderen Corpora zur Verfügung.

Grundlagenforschung an den Akademien

Die hierbei geleistete Arbeit etwa an der literarischen Hinterlassenschaft der griechisch-römischen Antike, auf die ich mich im Folgenden als exemplarisches Feld beziehen will, greift auf zwei einander geradezu polar entgegengesetzte Überlieferungssituationen zurück.

Einerseits steht die Forschung vor der Aufgabe, antike Texte zu edieren, die in einer höchst lebendigen Tradition von der Antike über das Mittelalter bis in die frühe Neuzeit überliefert sind. Hier gilt es, wie etwa das Projekt der „Herausgabe der Schriften des Johannes von Damaskus“ der Bayerischen Akademie der

Wissenschaften zeigen könnte, mit einer Überlieferungslage zurechtzukommen, die, wie im Fall des so genannten Barlaam-Romans, mehr als 150 Textzeugen: vollständige, exzerphtartige, verstümmelte, bearbeitete etc. kennt, und aus diesem oft geradezu dickichtartigen Befund „einen“ Text zu erstellen, der die früheste rekonstruierbare Überlieferungsstufe der jeweiligen Schrift darstellt (und im günstigsten Fall nahe an das Original des Autors heranführt).

Andererseits kann die Aufgabe darin bestehen, die Fragmente nicht mehr existenter Texte zu sammeln und ggf. zu kommentieren. Dies leistet etwa das Vorhaben „Kommentierung der Fragmente der griechischen Komödie“ der Heidelberger Akademie, das sich das Ziel setzt, die Überreste von mehr als 1.000 Komödien, die von etwa 200 Dichtern in der Antike verfasst wurden, zu sichten und durch Kommentare zu erschließen. Der Verlust dieser Dramen ist freilich nicht Ergebnis von Katastrophen, die über die Antike hereingebrochen sind: etwa Erdbeben oder Brände, die Bibliotheken zerstörten, der Einfall von Barbaren, die Bücher vernichteten, oder Resultat christlicher Zensurmaßnahmen, die alles Heidnische auf einen Index setzten. Der Verlust ist vielmehr Resultat und Ausdruck eines lebendigen Kulturbetriebes, der in Umrissen rekonstruierbar ist.





Zu allen Zeiten waren Bibliotheken besonders brandgefährdet; im Bild der Großbrand in der Weimarer Anna Amalia Bibliothek, der 2004 Zehntausende Bücher vernichtete. Doch bereits in der Antike gingen literarische Werke auch als Resultat und Ausdruck eines lebendigen Kulturbetriebs verloren.

Über das kulturelle Gedächtnis: Rom 192 n. Chr.

Begonnen sei mit einem Streiflicht aus dem Jahr 192 n. Chr. Rom war – wieder einmal – von einem verheerenden Brand heimgesucht worden, der besonders das Gebiet nördlich des Palatin verwüstet hatte. Dieses Areal hatte – nach den Zerstörungen, die die Brandkatastrophe unter Nero angerichtet hatte – durch Kaiser Vespasian besondere Pflege erfahren (Vespasian war als Sieger aus den Bürgerkriegen nach Neros Sturz hervorgegangen). So war ein großer Tempelbezirk für Pax, die Friedensgöttin, entstanden. Dieser stieg rasch zu einer Art von Museumsareal auf, das u. a. berühmte (Beute-)Kunstwerke präsentiert. Zum Tempelbezirk gehörte auch eine Bibliothek, und in den anliegenden Straßen und Gassen, die zuvor von Schustern bewohnt waren, siedelten sich nun Buchhändler an. Ferner wurden an diesem heiligen Bezirk riesige Magazine gebaut, die teils als Gewürzspeicher genutzt wurden, teils angemietet werden konnten, um, wie ein sicheres Depot, als persönliche Archive zu dienen.

Offenbar brachte man hier auch Büchersammlungen unter. Der Verlust, den der Brand von 192 verursachte, war also für den Literaturbetrieb immens: Eine bedeutende Bibliothek, Buchhandlungen und private Sammlungen waren vernichtet.

Ein Text aus der Feder des großen Arztes Galen, seine Schrift „Über die Kummerlosigkeit“ (Peri alypiás), gibt näheren Aufschluss – dieser Text wurde übrigens erst 2005 in einer bis dato unbeachtet gebliebenen Handschrift eines Klosters in Thessaloniki entdeckt. Aus dem Text, in dem es dem Mediziner um Techniken geht, wie man sich nicht von Kummer beugen lässt, erfahren wir, dass Galen durch das Feuer herbe persönliche Verluste erlitten hatte: In dem von ihm benutzten Magazin waren nach seiner Auskunft nicht nur Gold- und Silbergeschirr, Schuldscheine und größere Mengen von Theriak, einer Art von opiatischer Wunder-

und Modemedizin des 2. Jahrhunderts, verbrannt, sondern vor allem auch kostbare Bücherbestände. Kostbar deswegen, weil es sich einerseits um Texte handelte, die sonst nicht mehr verfügbar waren, und andererseits um Texte, die im Gegensatz zu sonst im Umlauf befindlichen Exemplaren besonders sorgfältig korrigiert und damit verstehbar gemacht waren. Und schließlich waren eine Reihe von Schriften aus Galens Feder verbrannt,

von denen (noch)
keine Abschriften
existierten.



Berühmter Arzt und Vielschreiber: Galenos von Pergamon (* um 130 in Pergamon, † zu Beginn des 3. Jahrhunderts in Rom).
Lithographie von Pierre Roche Vigneron, ca. 1865.

Prozesse des kulturellen Gedächtnisses

Aus den Ausführungen Galens kann man drei Typen der Existenzform von Büchern in der Kaiserzeit ableiten: Bücher, die zirkulieren, möglicherweise in verbesserungswürdiger Form, Bücher, die allein in Bibliotheken oder Spezialsammlungen vorhanden sind, und Bücher, die nur als Autograph, nicht jedoch in Abschriften vorliegen. Auch dieser dritte Typus verdient Berücksichtigung, weil er die besondere Praxis der Kaiserzeit spiegelt, „Literatur“ in Lesungen öffentlich zu machen (und erst sekundär, oft abhängig vom Erfolg der Lesungen, in Buchform zu publizieren). Man kann, mit einer gewissen Vereinfachung, einen Kreislauf dieser Typen in der griechisch-römischen Kultur ansetzen: Texte (Typ 3) werden einem Publikum präsentiert, sie finden Interesse und zirkulieren in Buchform (Typ 2), das Interesse schwindet, die Texte finden sich nur in Bibliotheken (Typ 1), aus denen sie bei erneutem Interesse wieder in Umlauf gebracht werden können oder in denen sie schlichtweg vergehen – abhängig von der Lebenszeit ihres materiellen Trägers (ein Text auf Papyrus muss, je nach klimatischen Bedingungen des

Bibliotheksortes, etwa alle 50 Jahre neu abgeschrieben werden, Pergament ist wesentlich haltbarer, aber auch teurer).

Interessant sind hierbei die kulturellen Mechanismen, die a) einen Text aus einem kursierenden zu einem „reinen“ Bibliotheksexemplar machen und ihn b) aus dem „Archivzustand“ erneut in Umlauf versetzen. Denn in diesen Mechanismen zeigen sich Prozesse des so genannten kulturellen Gedächtnisses der griechisch-römischen Antiken, Prozesse, die wir seit den Forschungen Jan Assmanns klarer verstehen und eingehender analysieren können und die, genauerhin betrachtet, die Auslagerung von Erinnerungsbeständen der Kultur in deren „Archivbereich“ sowie die Rückholung bezeichnen.

Die griechisch-römische Kultur ist seit dem Hellenismus gekennzeichnet von einer stetig anwachsenden Menge an zur Verfügung stehenden Texten: Das Buch hatte sich als Medium etabliert (zunächst in Form der Papyrusrolle, seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. in Gestalt des Codex), und zwar nicht mehr allein als Speicherform, von der Autoren Gebrauch machten, sondern auch als Zugriffsmöglichkeit auf Texte durch Leser. Es trug damit wesentlich zur „konnektiven Struktur“ (Begriff nach J. Assmann) als Wesensmerkmal von Kultur bei, indem es Menschen im jeweiligen Jetzt, aber auch mit der Vergangenheit verband. Bereits im 5. Jahrhundert v. Chr. finden sich Hinweise auf erste Bibliotheken, Sammlungen, die sich diese Leistung von Büchern zu Nutze machten.

Das wohl spektakulärste Büchersammelprojekt der griechischen Welt, die im 3. Jahrhundert v. Chr. von den Ptolemäern in Alexandria errichtete Bibliothek, zeigte im Versuch, die gesamte griechische Literatur zusammenzuführen, erstmals die Probleme auf, die sich aus der schier Masse der auffindbaren Texte ergab. Nicht nur wurde es erforderlich, wenn mehrere Kopien ein und derselben Schrift, die voneinander abweichende Textfassungen boten, die Methoden im Umgang hiermit zu entwickeln und verfeinern – was der jungen Wissenschaft der Philologie einen gewaltigen Entwicklungsschub gab. Auch mussten die Büchermassen geordnet und systematisiert werden, wofür es Kategorien wie auch Nachweissysteme zu finden galt. Ein wesentliches Ordnungskriterium (neben dem wohl unvermeidlichen „Autor“) wurde die Gattung: Die

alexandrinischen Philologen stellten Listen von Autoren bzw. Texten auf, die aufgrund bestimmter formaler oder inhaltlicher Merkmale zusammengehörig erschienen, und innerhalb der so entstandenen Gruppen ergaben sich Hierarchisierungen, die bestimmte Autoren heraushoben. Im Resultat erwuchs aus diesem Vorgang (der grundsätzlich das in der griechischen Kultur verankerte Prinzip der Agonalität weiterführte) ein Kanonisierungsprozess, an dessen Ende Auswahllisten wie die der Neun Lyriker, Zehn Redner, Drei Komödiendichter etc. standen. Der damit etablierte literarische Kanon trug insofern zur „konnektiven Struktur“ bei, als die kanonisch gewordenen Texte einen ästhetischen wie wissenschaftlichen Referenzbereich bildeten, auf den sich die Oberschichten der griechisch-römischen Kultur in ihrer Kommunikation bezogen. Dieser Kanon entwickelte sich in der griechischen Kultur bis in die byzantinische Zeit hinein zu einer Art von Prüfstein, an dem neugeschaffene Texte gemessen wurden. Nur in seltenen Fällen (oder bei neu entstehenden Gattungen wie dem Roman) konnten sich diese auf Dauer im Literaturbetrieb etablieren (das Kleinepos „Hero und Leander“ des Musaios ist eine dieser seltenen griechischen Ausnahmen aus der Poesie der ersten sechs Jahrhunderte n. Chr.).

Ein anderer Prozess lässt sich im Bereich der „Sachliteratur“ im weitesten Sinne erkennen. Denn natürlich fand etwa die Historiographie beständig neue darstellenswerte Gegenstände, erweiterten sich Kenntnisse in Geographie oder Physik und Medizin, was kontinuierlich neue Darstellungen erforderte. Hier ging man dazu über, wesentliche Datenbestände aus älteren Texten in neuen, zeitökonomischen Präsentationsformen zur Verfügung zu stellen: Die „Epitome“ („Zusammenschnitt“), das Florilegium („Blütensammlung“), verschiedene Arten von Zusammenfassungen und das Lexikon entstanden und fanden große Verbreitung in vielen Gebieten der Literatur. So konnte ein – in der Art der Epitome – gearbeiteter Text wie das Geschichtswerk des Florus im frühen 2. Jahrhundert n. Chr. in einem einzigen schmalen Band alles abdecken, was 100 Jahre früher Livius in einem Riesenwerk von 142 Büchern behandelt hatte. Große Teile des Livianischen Textes wurden zu einem „Archivbestand“ und gingen letztlich unter, lediglich besonders wichtige oder interessante Partien wie die Gründungsgeschichte und der Aufstieg Roms (Buch 1–10) oder der Kampf gegen Hannibal und die Expansion in die griechische Welt (Buch 21–45) überstanden die Konkurrenz der Kurzfassungen.

Freilich bedeutete der Transfer eines Textes in den Archivbestand nicht zwangsläufig langfristig dessen Verlust. Vielmehr hielten sowohl die Kurzfassungen wie insbesondere auch gelehrte Werke wie die „Attischen Nächte“ des Gellius oder das „Gelehrtenmahl“ des Athenaios durch üppige Zitate aus den seltenen Texten die Existenz der „Archiv-Texte“ im kulturellen Gedächtnis präsent, so dass, wenn aus bestimmten Gründen erneutes Interesse an diesen erwuchs, sie erneut in den Literaturbetrieb ein-



Titus Livius aus Padua, Verfasser einer monumentalen römischen Geschichte in 142 Büchern in Augusteischer Zeit.

gebracht werden konnten. Die Satiren des Juvenal, entstanden zu Beginn des 2. Jahrhunderts und kaum gelesen, erlebten etwa vom 4. Jahrhundert an eine so kräftige Renaissance, dass sie zu einem vielgelesenen Text des Mittelalter avancierten.

Literaturgeschichte als „Verlustgeschichte“

Die griechisch-römische Literaturgeschichte ist, so kann man schließen, zu größeren Teilen eine „Verlustgeschichte“, die freilich bereits in der Antike selbst spielt. Da die antike Kultur (wie auch die gegenwärtige) aus ihrer eigenen literarischen Produktion beständig nur kleine Teile als „kanonisch“ bewahren konnte, wenn sie kommunikationsfähig bleiben wollte, wurden beständig Bücher in die Außenbezirke, die Archive des kulturellen Gedächtnisses verschoben. Sie wurden zu Einzelexemplaren in wenigen Bibliotheken, die oft bereits lange vergessen waren, bevor sie auch physisch, durch Brand wie 192 n. Chr. oder durch unspektakuläres Zerfallen, vergingen. Der Literaturhistoriker kann dies nur bedauern, der Kulturhistoriker versteht es.

DER AUTOR

Prof. Dr. Martin Hose ist o. Professor für Klassische Philologie an der LMU München. Seine Forschungsschwerpunkte sind u. a. Griechische Literatur der Antike, griechisches Drama, insbesondere Euripides, Historiographie, Hellenistische Dichtung und Wissenschaftsgeschichte. Er ist Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Sekretar ihrer Philosophisch-historischen Klasse und Vorsitzender ihrer Kommission für gräzistische und byzantinistische Studien.